



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Briefe aus der Kaiserstadt.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

nationalen Hoffnungen, der zu Ende der revolutionären Erhebung unsres Volkes eintrat, sondern in ihnen Menschen schildert, die warten und werben können um die große Erfüllung der Verheißungen seines deutschen Jugendtraumes, die ihm die letzten Jahre seines Lebens, nach Goethe's schönem Wort, in Fülle bescheerten. —

Was der Deutsche leiden konnte in den Jahren der tiefsten Erniedrigung unsres nationalen Lebens, hat Neuter gelitten. Was der deutsche Mann hoffen und erstreben konnte als das edelste Ziel der Zukunft, hat er in seinen Thaten und Werken als sein Ziel bekant. Was der deutsche Patriot an Erfüllung seiner Jugendhoffnungen im letzten Jahrzehnt verwirklicht sehen konnte in der einigen Größe, Unabhängigkeit und Freiheit seines Vaterlandes, hat Fritz Neuter noch geschaut vor seinem Ende.

So möge ihm die thüringische Erde leicht sein, über die sein Fuß in den glücklichsten Tagen seines Lebens gewandelt ist!

Hans Blum.

Briefe aus der Kaiserstadt.

Berlin, 19. Juli.

Welch' ein Sommer! Sengend heiß lag seit Wochen der Sonnenbrand über den breiten, staubigen Straßen der Hauptstadt und aus der Tiefe stieg der unholde Pesthauch, der den Unglückseligen, die an diese Scholle gebannt sind, den Athem benimmt. Schmachkend harrten wir der sternklaren Nachtzeit, um im lustigen Garten bei kühlem Trank der beschaulichen Ruhe zu pflegen. In dem frohen Bewußtsein, daß die hohe Politik bei uns ihren Sommerschlaf begonnen, erging sich die Seele in behaglichen Träumen. Ohne sonderliche Erregung betrachteten wir die Händel der Franzosen; kaum daß wir die wechselnden Gerüchte über eine Begegnung zwischen unserm Kaiser und dem König von Baiern mit einigem Interesse verfolgten. Da traf wie eine Bombe in unser Stillleben die Kunde von dem Rißfingerverbrechen. Im Nu hatte sich das Antlitz Berlins verändert. In den Kaffee- und Bierhäusern, an den öffentlichen Plätzen drängte man sich, das Neueste zu erfahren, Schreck und Freude zugleich malten sich auf allen Gesichtern, unter den Linden, in der Kaisergalerie, überall wurde mit einer Lebhaftigkeit politisirt, als ständen wir auf dem Höhepunkte der politischen Saison. Heute ist die erste Aufregung gewichen, aber die volle Ruhe der Gemüther kehrt in diesem Sommer schwerlich zurück. Zu tief ist die öffentliche Meinung von der Ueberzeugung durchdrungen, daß das Ereigniß von Rißfingen in seinen Folgen eine entscheidungsvolle Bedeutung gewinnen muß. Der 13. Juli ist ein

Wendepunkt. Vorwiegend in die Hand der katholischen Bevölkerung ist es gegeben, ob eine Wendung zum Guten oder zum Bösen, ob eine Verschärfung oder eine allmähliche Abschwächung des kirchlich-politischen Kampfes von ihm ausgehen soll. Zu welchem Ergebnis auch die Untersuchung führen möge, die bis jetzt erhärteten Thatsachen lassen keinen Zweifel darüber, daß der Mordanschlag gegen den Reichskanzler eine Frucht der gewissenlosen ultramontanen Aufwiegelung gewesen ist. Und diese Thatsache ist von den maßgebenden Organen des Ultramontanismus in Deutschland nicht einmal geleugnet, vielmehr als eine ganz natürliche Erscheinung dargestellt worden; ja nach der Erklärung der „Germania“ würde es gar nicht zu verwundern sein, wenn Kullmann demnächst so lange Nachahmer fände, bis das Ziel erreicht wäre. Dahin also sind wir bereits gelangt, daß die Schildknappen der römischen Hierarchie in Deutschland den leitenden Staatsmännern mit der Kugel des Muehelnörders drohen dürfen, kurz, daß sie dem Staate „im Namen des katholischen Volkes“ die Alternative stellen: entweder Unterwerfung unter unsere Herrschgelnüste oder Krieg bis aufs Messer! Und das katholische Volk Deutschlands, dasselbe Volk, welches vor vier Jahren im Kampfe gegen Frankreich die schönsten Hoffnungen des Jesuitismus so tapfer vereiteln half, es sollte sich heute zu Gunsten derselben Hoffnungen zur Auflehnung wider die eigene Staatsgewalt, ja — man täusche sich über die römischen Endabsichten nicht! — bis zum Bürgerkriege wider die eigenen Stammesgenossen treiben lassen? Wohl wissen wir, daß eine große Zahl gebildeter Katholiken diese Möglichkeit mit Abscheu zurückweist. Aber damit ist nicht geholfen. Vor fünf Jahren hätte kein gebildeter Katholik in Deutschland die Erklärung der Unfehlbarkeit für möglich gehalten; jetzt ist sie bereits vier Jahre lang recipirtes Dogma. Vor einem Jahre noch wäre vielleicht jedem Gebildeten die Besorgniß vor einem Religionskriege in dem neuen Deutschen Reiche lächerlich erschienen; heute sehen wir den furchtbaren Abgrund vor Augen, welchem die ultramontane Taktik zutreibt. Wahrhaftig kein Augenblick ist mehr zu verlieren! Tausende und aber Tausende einsichtsvoller Katholiken, die den gesetzgeberischen Arbeiten der letzten Jahre mit Verständnis gefolgt sind, wissen, daß der Staat sich nirgends auch nur den leisesten Eingriff in das Gebiet des katholischen Glaubens erlaubt, sondern daß er nur berechnete Nothwehr geübt hat gegenüber den Unmaßungen einer herrschsüchtigen Priesterkaste. An ihnen ist es, nun endlich aus ihrer bequemen Zurückhaltung herauszutreten und ihren irregleiteten Confessionsgenossen die Augen zu öffnen. Eine furchtbar schwere Verantwortung wird ihnen von der Geschichte auf die Schultern gelegt; mögen sie derselben gerecht zu werden verstehen! Uns Allen aber liegt es ob, wachsam und opfermüthiger als je zuvor in dem großen Kampfe der Gegenwart auf unserm Platze zu sein und

eifriger als je unter den Mitbürgern für die gute Sache zu werben. Die Auspicien sind günstig. War es doch ein hochbedeutendes Zusammentreffen, daß in dem Augenblicke, da die Vorsehung den gegen den vornehmsten Begründer des Deutschen Reichs gerichteten schwarzen Plan vereitelte, in München sich wirklich jene Begegnung vollzog, die, als nicht mißzuverstehende Antwort auf die reichsfeindlichen Machinationen der bairischen Ultramontanen, ein leuchtendes Zeugniß gab für die Festigkeit unserer nationalen Einigung! Gehen wir unter diesen ermunternden Zeichen neugestärkten Muthes an die Arbeit! Aldann wird — wir hoffen es sicher — der 13. Juli 1874 in unserer Geschichte als der Tag verzeichnet werden, an dem sich die Wendung zum Guten vollzog. — —

Von dem düstern, sturmbewegten Meere der Politik in das sonnige Land der Kunst ist ein weiter Sprung. Beschränken wir uns, dem Ernst der Stimmung gemäß, für heute auf die Tragödie. Neben Iphigentie, Medea und Deborah ist im Wallnertheater nun auch „Maria Stuart“ über die Bretter gegangen. Es ist auf den deutschen Bühnen Sitte, die unglückliche Schattenkönigin von der „sentimentalen Liebhaberin“ darstellen zu lassen. Clara Ziegler hat diese Mode durchbrochen; das Mannweib Elisabeth, für welches sie wie geschaffen erscheint, verschmäht sie, um sich in die Rolle der dulddenden, gebrochenen Maria zu versenken. Wohl Mancher ist mit einigen Bedenken über dies Unternehmen vor den Vorhang getreten; aber die gefeierte Künstlerin hat alle Zweifler glänzend beschämt. Gerade die echt weibliche Seite des Charakters gelangte zu schönster Geltung. Ihre volle Genialität entfaltete Fr. Ziegler im dritten Act. Die mühsame Selbstbezwingung Angesichts der Feindin, dann die stärker und stärker aufwallende Leidenschaft, schließlich der ungeheure, niederschmetternde Zorn — wie malte sich dieser seelische Prozeß in jeder Miene, wie klang er aus jedem Worte mit packender Wahrheit heraus! Noch bedeutender aber war der Anfang des Actes. Da ward die unbändige Sehnsucht nach Freiheit mit einer Tiefe und Unmittelbarkeit des Gefühls zum Ausdruck gebracht, daß man ganz vergaß, es nur mit einem „Spiel“ zu thun zu haben. Auch der dämonische Jubel, als die gehaftete Elisabeth besiegt das Feld geräumt, war von unwiderstehlicher Gewalt. Wem könnte es beifallen, Angesichts einer so gewaltigen Wirkung noch an Kleinigkeiten mäkeln zu wollen! Der Thor, er würde sich nur die eigene Freude an einer Leistung verderben, die, wie er selbst gestehen muß, im Ganzen unübertrefflich war! — Mit Anerkennung muß übrigens bemerkt werden, daß die übrigen Mitspielenden, die mit nur zwei Ausnahmen dem sonst nur auf dem Soccus bewanderten Personal des Wallnertheaters angehörten, sich recht wacker aus der Affaire zogen; namentlich Fr. Carlsson repräsentirte die Elisabeth in durchaus achtungswerther Weise.